

Petra Reski

Von Kamen nach Corleone

Die Mafia in Deutschland

Knaur Taschenbuch Verlag

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knauer.de



Vollständige Taschenbuchausgabe Juli 2012
Knaur Taschenbuch
© 2010 Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
© 2012 Knaur Taschenbuch
Ein Unternehmen der Droemerschen Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: FinePic®, München
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-78499-0

Für Oskar Reski

Vorwort zur Taschenbuchausgabe

von Petra Reski

Als ich sie zum ersten Mal sah, hielt ich sie für zwei Schwerverbrecher, die zu einem Gerichtstermin geführt wurden. Es war das Jahr 1989, und man hatte mich aus Deutschland geschickt, um über den Frühling von Palermo zu berichten. Ich hatte den Justizpalast so andächtig wie eine Kirche betreten, als ein Schwarm von Leibwächtern wie ein Rollkommando über den Gang zog und jemand neben mir sagte: Schau mal, Falcone und Borsellino!

In jener Zeit gab es kaum einen Auslandskorrespondenten, der noch keine Reportage über Giovanni Falcone und Paolo Borsellino geschrieben hatte, die beiden legendären Antimafia-Staatsanwälte aus Palermo, die den Maxiprozess geführt hatten und die Mafia endgültig in die Knie zwingen würden. Falcone und Borsellino galten als unbesiegbar, jeder Reporter beschrieb ausführlich und mit wohligen Schaudern alle Details der Sicherheitslogistik – von den Maschinenpistolen ihrer Bodyguards über den Klang der gepanzerten Limousinentüren bis hin zu den Hubschraubern, die jeden ihrer Schritte von der Luft aus verfolgten. Shobha, die sizilianische Fotografin, mit der ich zusammenarbeitete, hatte beide schon oft fotografiert und schlug mir vor, sie anzusprechen. Ich aber wagte gar nicht, daran zu denken, sie um ein Interview zu bitten, denn ich mühte mich noch, die Namen von Bossen, Politikern und ermordeten Mafiajägern auseinanderzuhalten: Vito Ciancimino, Giulio Andreotti, Giovanni Brusca, Salvo

Lima, Luciano Liggio, Totò Riina, Rocco Chinnici, Ninni Cassarà. Der Kampf gegen die Mafia schien mir wie ein schwankendes Floß in einem stürmischen Ozean. Am Tag zuvor hatte ich einen Polizisten kennengelernt, der die Pizza-Connection aufgeklärt hatte und der zur Belohnung nicht etwa in der Hierarchie aufgestiegen war, sondern erst auf das Festland und nach seiner Rückkehr nach Palermo an ein kleines, unbedeutendes Kommissariat versetzt wurde.

Auf der Suche nach Beständigkeiten versuchte ich, die Guten und die Bösen zu sortieren. Es hieß, die Linken seien immer schon gegen die Mafia gewesen, sie galten somit also als gut. Die Rechten hingegen hätten immer schon mit der Mafia zusammengearbeitet. Also böse. Aber schon bei Falcone und Borsellino passte dieses Raster nicht. Falcone galt als links, und Paolo Borsellino galt als rechts. Jedes Mal, wenn ich glaubte, Boden unter den Füßen zu spüren, entglitt er wieder. Und als ich wieder an meinem Schreibtisch in der Hamburger Redaktion saß, las ich in der *Repubblica*, dass man im Justizpalast von Palermo einen »Maulwurf« gefunden habe, der Falcone in anonymen Briefen angriff. Ich weiß noch, wie ich das Wort *talpa* nachschlug. Und Zweifel daran bekam, ob die Hubschrauber, die Maschinenpistolen und die gepanzerten Limousinen überhaupt ernst gemeint waren.

Drei Jahre später lebte ich bereits in Italien und arbeitete oft mit Shobha zusammen. In jenen Tagen im Mai 1992 war sie in Venedig, um mit mir eine Reportage zu machen. Wir waren gerade von einem Interview zurückgekehrt und lagen bei geöffneten Fenstern auf dem Sofa. Wir hatten die Füße hochgelegt und die Gondelserenaden verflucht, die unter dem Fenster vorbeizogen, als das Telefon klingelte. Am anderen Ende der Leitung war Shobhas Mann. Er sagte: Sie haben Falcone umgebracht.

Noch während Shobha telefonierte, schaltete ich den

Fernseher ein, die ersten Bilder der Autobahn von Capaci flimmerten über den Schirm, wir saßen stumm da und sahen den Krater, die aufgeworfene Erde, die Autowracks, die Reporter, Polizisten, Sanitäter. Wir hörten das Heulen der Sirenen, die stammelnden Reporter, das Geschrei und das Geräusch der Rotorblätter. Shobha weinte und sagte: Es ist vorbei. Am nächsten Morgen flog sie nach Palermo zurück.

Es war, als sei aus den Tiefen des Ozeans eine Bestie aufgetaucht. Jetzt war das Meer wieder still, auf der Oberfläche trieben Trümmer und Holzplanken. Das war der Moment, in dem ich begriff, dass die Mafia mehr war als jene verheuchelten Bosse, die beim Maxiprozess in den Käfigen saßen, auf jede Frage mit einem unterwürfigen »Ja, Herr Richter« und »Nein, Herr Richter« antworteten und ständig Gleichnisse aus der Bibel zitierten. Die Mafia war mehr als Killer und Brandstifter. Sie war eine Macht.

In den Tagen danach waren die Zeitungen voll mit Anspielungen, die ich zu enträtselfen versuchte. Ich sah, wie die Politiker auf Giovanni Falcones Beerdigung ausgepfiffen wurden, ich las das Interview mit Paolo Borsellino, der sich als »Leiche, die noch läuft« bezeichnete und von der moralischen Pflicht sprach, weiterzumachen, ohne sich einschüchtern zu lassen. Als auch er ermordet wurde, keine zwei Monate nach Falcone, dachte ich, dass ich in ein Land gezogen war, in dem Krieg herrschte.

In den Wochen danach berichteten die Zeitungen, dass Giovanni Falcone zwei Tage vor seiner Ermordung Morddrohungen aus Wuppertal erhalten hatte und Paolo Borsellino das letzte Telefonat vor seinem Tod mit dem Bundeskriminalamt in Wiesbaden geführt hatte. Ich las, dass Paolo Borsellino neun Tage vor seinem Tod einen Mafioso im Gefängnis von Mannheim verhört hatte, den er überzeugt hatte, mit der Justiz zusammenzuarbeiten. Ich las, dass Borsellino den

Mörtern des jungen Staatsanwalts Rosario Livatino auf der Spur war, die aus Leverkusen angereist waren, wo sie in der Kolonie der sizilianischen Mafia-Hochburg Palma di Montechiaro gelebt hatten. Drei der Killer hatten in einer Pizzeria in Dormagen gearbeitet. Livatino hatte einen Waffenhandel der Mafia zwischen Deutschland und Sizilien aufgedeckt und war 1990 ermordet worden, die Killer hatten ihm auf der Schnellstraße zwischen Agrigent und Caltanissetta aufgelauert.

Palermo sei näher an Deutschland, als man sich vorstellen könne, schrieben die Journalisten damals und zitierten aus deutschen BKA-Berichten, wonach die Mafiaclans sich seit Jahrzehnten nicht nur im Ruhrgebiet und in Baden-Württemberg bestens eingerichtet hätten, sondern nach dem Fall der Mauer auch noch den Osten Deutschlands aufgekauft hätten: Ganze ostdeutsche Innenstädte gehörten der Mafia, Geschäfte und Einkaufszentren, Immobilien und Restaurants seien in der Hand der Bosse, Leipzig sei komplett im Besitz der kalabrischen 'Ndrangheta: Für die Geldwäsche der Clans sei Deutschland ein Paradies.

Seit den Attentaten auf Giovanni Falcone und Paolo Borsellino sind zwanzig Jahre vergangen. Die Mafia konnte wieder untertauchen und unsichtbar werden. Das Meer ist wieder ruhig, in Italien. Und in Deutschland. Selbst an die Mafiamorde von Duisburg vor fünf Jahren erinnert sich kaum noch jemand. Die Mafia? Ist »Kult«: Es gibt sie als Computerspiel, als Fernsehserie, als Partymusik. Die Mafia hat sich wieder in ihre folkloristischen Gewänder gehüllt und verkauft erfolgreich ihre Propaganda. Etwa, dass sie keine Frauen und Kinder ermorde, dass sie gottesfürchtig sei und ein Opfer des italienischen Staates. Und in Deutschland nichts anderes wolle, als eine gute Pizza Romana zu backen.

Der Siegeszug der Mafia in der Welt beruht keineswegs allein auf Gewalt, sondern vor allem auf Geld und guten Wor-

ten. Deshalb sind Journalisten, die sich in ihren Dienst stellen, der Mafia auch so wertvoll: Die Bosse verstecken sich keineswegs vor Journalisten, sondern sind gierig danach, sie als Lautsprecher für ihre mafiosen Botschaften benutzen zu können. Die Frage ist also nicht, ob es einem Journalisten gelingt, mit einem Boss zu sprechen. Die Frage ist vielmehr, ob man einverstanden ist, sich von ihm für seine Propaganda benutzen zu lassen oder nicht.

Denn solange die Deutschen an die Mythen der Mafia glauben, droht ihr hier keine Gefahr. Wie erfolgreich die Mafia aus dem Bewusstsein der Deutschen entschwunden ist, habe ich in diversen Gerichtssälen feststellen können. Zuletzt bestätigte eine Richterin am Oberlandesgericht München in letzter Instanz die Schwärzungen in meinem Buch *Mafia. Von Paten, Pizzerien und falschen Priestern* und verurteilte den Verlag zu einer Zahlung von 10 000 Euro Schmerzensgeld. Nicht ohne den Kläger zuvor zu fragen, ob er denn nun Mitglied in der 'Ndrangheta sei oder nicht. Nein, das sei er nicht, antwortete er. Und nein, er wisse auch nicht, warum er jahrelang in den BKA-Berichten zur organisierten Kriminalität in Deutschland vorkomme.

Als ich Falcone und Borsellino zum ersten Mal sah, hätte ich nicht gedacht, dass ich eines Tages wegen eines Mafiabuches vor einem deutschen Gericht stehen würde. Der Droemer Verlag hat nun Verfassungsbeschwerde eingelegt.

Venedig, im Juli 2012

1

Als ich zwanzig Jahre alt war, setzte ich mich in einen alten Renault vier und fuhr von Kamen nach Corleone. Nur weil ich den *Paten* gelesen hatte. Auf meinem Bett liegend, unter einer mit Stiefmütterchenmotiven tapezierten Dachschräge. Dort habe ich den Putsch in Chile vorbereitet, unter besonderer Berücksichtigung von Allendes Agrarreform und der Verstaatlichung der Kupferminen, dort lernte ich unregelmäßige französische Verben auswendig und erörterte die Frage des Gewissens und der Schuld am Beispiel von Macbeth. Und zwischendurch las ich den *Paten*.

Johnny trank die gelbe, brennende Flüssigkeit und streckte dem Don sein Glas zum Nachfüllen hin. Er versuchte sich munter zu geben. »Ich bin nicht reich, Padrino, mit mir geht es bergab. Du hattest recht, ich hätte meine Frau und die Kinder wegen dieses Luders, das ich geheiratet habe, nie verlassen dürfen. Ich kann es dir nicht verdenken, dass du mir böse warst.«

Der Don zuckte die Achseln. »Ich habe mir Sorgen um dich gemacht. Du bist mein Patensohn. Das ist alles.«

Solche Sätze leuchteten mir ein. Mehr als Macbeth. Wer in einer ostpreußisch-schlesischen Familie aufgewachsen ist, weiß um die Macht von Blutsbanden. Meine ostpreußische Großmutter beherrschte die Familie bis zum letzten Atemzug. Großherzig nach innen und streng nach außen hielt sie den Clan zusammen. Und meine schlesische Mutter unterteilt die Menschheit bis heute in »wir« und »die Fremden«. Einmal sollten wir im Englisch-Leistungskurs die Redewendung

»Blut ist dicker als Wasser« erklären. Ich war die Einzige in der Klasse, für die dieser Satz eine Bedeutung hatte. Meine Großmutter hatte sie mir zu verstehen gegeben.

Ich war das älteste Enkelkind. Einzige Tochter des ältesten Sohnes. Der mit siebenundzwanzig starb – als Bergmann unter Tage. Als meine Mutter sechs Jahre nach dem Tod meines Vaters aufhörte, sich schwarz zu kleiden, wurde sie von meiner Großmutter aus der Familie verstoßen. Da war meine Mutter dreißig Jahre alt und ich neun. Fortan ging ich allein zu den Familienfeiern und saß auf dem Ehrenplatz neben meinen Großeltern. Und wenn meine Mutter mich später fragte, wie die Feier verlaufen sei, wie meine Tanten angezogen gewesen und welche Geschenke gemacht worden seien, dann schwieg ich.

Don Vito Corleone war ein Mensch, an den sich alle um Hilfe wandten, und noch nie hatte er einen Bittsteller enttäuscht. Er machte keine leeren Versprechungen, noch gebrauchte er die feige Ausrede, ihm wären von Stellen, die mehr Macht besaßen als er, die Hände gebunden. Es war nicht notwendig, dass er ein Freund des Bittstellers war, es war nicht einmal wichtig, dass man die Mittel besaß, um ihn für seine Mühe zu belohnen. Nur eines wurde verlangt: dass der Bittsteller selbst ihm Freundschaft schwor.

Ehre und Stolz. Würdige alte Männer, die kein Wort zu viel machten. Eine Familie, die stets füreinander da ist. Mafiosi, die keine Frauen und keine Kinder ermordeten. Und die ihre Mütter achteten. So etwas in der Art hatte ich im Sinn, als ich zum ersten Mal nach Sizilien aufbrach. Mit meinem Jugendfreund, den ich liebte, weil er so ephebisch aussah – mit seinen langen blonden Haaren und seinem grazilen Körper. Er hatte Lippen wie ein Mädchen. Wir hatten bereits zusammen

Spanien, Frankreich und Griechenland bereist. Griechenland hielten wir für überschätzt, Spanien für hoffnungslos unterdrückt und Frankreich für chauvinistisch, aber sympathisch. Italien hatte mich nie interessiert, außer in Form von Pizza Quattro Stagioni ohne Schinken. Oder in Form von mit Käse überbackenen Miesmuscheln.

Wir fuhren mit dem Moped immer zu einem Italiener unweit von Dortmund. Dort servierte Giuseppe, der genauso alt war wie ich, ein zarter Junge mit schwarzen Locken. Er half mir aus dem Mantel und bediente mich, als sei ich die Königin von Saba und nicht eine Gymnasiastin, deren Taschengeld nur für eine halbe Pizza Frutti di Mare und ein Glas Frizzantino reichte. Zu Weihnachten schenkte mir Giuseppe einen Panettone, den ersten meines Lebens, und mein Freund sagte: »Ich glaube, er ist in dich verliebt.«

Meine Kenntnis von Italien beschränkte sich lediglich auf Gastronomisches, ansonsten lockte mich weder Rom noch Florenz, und von Venedig wusste ich nicht mehr, als dass es im Wasser stand. Meine Tanten pflegten ihren Urlaub an der italienischen Adriaküste zu verbringen, seitdem hatte sich Italien für mich erledigt. Bis ich den *Paten* las. Und von der Mafia erfuhr. Und spürte, wie meine Tanten schauderten.

Es war ein trüber Märzmorgen, als wir aufbrachen. Über uns wölbte sich ein grau dämmernder Himmel voller atlantischer Tiefausläufer, und mein Freund war damit beschäftigt, mit einem Ledertuch das Kondenswasser abzuwischen, das sich über Nacht von innen an den Scheiben des Renaults angesammelt hatte. Ich verstaute in der Ablage die Kassetten, die wir für die Fahrt aufgenommen hatten: Genesis, »Follow me, follow you«; Supertramp, »Give a little bit«, Rod Stewart. »Da Ya Think I'm sexy?«; Roxy Music, »Dance Away«. Und natürlich jede Menge Bob Dylan. Für meinen Geschmack entschieden zu viele Bob-Dylan-Kassetten. Mein

Freund hatte kurz zuvor begonnen, Gitarrenstunden zu nehmen, weil er Dylan so verehrte. Als Gegengewicht zu Dylan hatte ich eine Kassette mit Chansons von Michel Polnareff mitgenommen. »La poupée qui fait non«. »Mädchenmusik«, sagte mein Freund und drehte sich die erste Zigarette des Tages, streichholzdünn, wie immer. In einer Seitentasche des Renaults steckten der Shell-Atlas Europa, eine Packung Spearmint-Kaugummis und vier Tafeln Ritter-Sport-Schokolade, Geschmacksrichtung Joghurt. Am ersten Tag wollten wir es bis zu den Alpen schaffen.

Noch am Abend zuvor hatte meine Mutter gefragt, warum es unbedingt Sizilien sein müsse, und ich hatte geantwortet: »Weil es da bereits warm ist. Ist ja fast schon Afrika.« Das klang einleuchtend. Als wir losfuhren, stand sie fröstelnd am Straßenrand, blickte auf den Rost, der die Türen des Renaults angefressen hatte und sagte: »Bis Sizilien kommt ihr nie.«

Und jetzt steht dieser Spider in unserer Straße. Vom herbstlichen Morgendunst sind kleine Tropfen geblieben, die sich auf dem Dach und der Kühlerhaube gesammelt haben. Man kann nicht behaupten, dass dieses Auto unauffällig wäre. Neben den Zechenhäusern wirkt ein weißer Alfa Romeo Spider wie eine Chimäre. Angriffslustig und funkelnd. Allein die Felgen aus ineinander verschlungenen Ringen sehen aus wie Preziosen. Weiß ist natürlich eine Damenfarbe, aber gut. Vier verchromte Auspuffrohre, Zierfelgen und meine Initialen auf dem Nummernschild. Als mein Onkel mich darauf hinweist, verschweige ich, dass dieses PR vermutlich *Public relations* bedeutet. Was soll ich machen, was Spider betrifft, bin ich bestechlich. Einhundertsiebzig PS. Ich wusste gar nicht, dass es Autos mit einhundertsiebzig PS gibt, mein letzter Stand waren die sechzig PS meines verblichenen Peugeot 205. Bei

Autos habe ich ein gewisses Informationsdefizit, seitdem ich nach Venedig zog und meinen Peugeot verschenkte.

»Dat is ne Granate«, sagt mein Onkel.

»Einhundertsiebzig PS«, sage ich, »sechs Gänge.«

Ich rede, als würde ich von Alfa Romeo bezahlt. Schamlos. Allerdings lasse der Kofferraum zu wünschen übrig. Bemerkt mein Onkel, der mir geholfen hat, meinen Koffer zum Auto zu tragen. Er müht sich damit, mein Gepäck in den winzigen Schacht zu zwingen, der sich Kofferraum nennt. Dann tritt er zurück und läuft noch mal um den Wagen, begutachtet alles, die Karosserie, die Reifen, das Dach und sagt: »Vier Auspuffrohre! Haste sowatt schomma gesehen?«

Ich fühle mich wie ein Kind an Weihnachten. Stolz zeige ich meinem Onkel den Windschott zwischen den Überrollbügeln und die Scheinwerferwaschanlage und öffne das Dach, nur so, zu Demonstrationszwecken. Leise sirrend faltet sich das Dach zusammen und verschwindet in einer Klappe im Heck.

»Schicker Hund!«, sagt mein Onkel. Und erkundigt sich nach dem Benzinverbrauch.

»Ist ein Diesel«, antworte ich.

»Ein Diesel!«, sagt mein Onkel fassungslos. »Dat passt aber nich. Ein Diesel zieht donnich.«

»Einhundertsiebzig PS«, wiederhole ich streng.

»Na ja, watt soll's«, sagt er und kreuzt die Arme vor der Brust. »Und dat soll ne Testfahrt sein? Schreibste was darüber?«

»Ja«, sage ich, »einen Testbericht.«

Und dann schließe ich das Dach wieder, bevor es zu regnen beginnt. Außerdem könnten Ahornblätter ins Innere geweht werden. Jene wenigen Blätter, die über Nacht unberührt von dem Ahornbaum unseres Gartens auf den Bürgersteig gefallen sind. In Deutschland wird der Herbst zu

ordentlichen Haufen zusammengefegt. Wenn er nicht gleich von der Laubsaugerarmee weggesaugt wird.

Schließlich kommt meine Mutter aus dem Haus und verabschiedet sich von mir. Sie umarmt mich. Und steht fröstelnd am Straßenrand.

»Wohin fährst du jetzt noch mal genau?«, fragt sie misstrauisch.

»Nach Stuttgart, nein, München«, sage ich.

»Und da gibst du den Wagen wieder ab?«

»Ja, da gebe ich den Wagen wieder ab.«

Und dann steige ich schnell ein, weil ich so schlecht lügen kann.

Kamen–Corleone: 2448 Kilometer. Behauptet jedenfalls Google Maps. Erreichbar in circa einem Tag und einer Stunde. Wenn ich in einem Rutsch durchföhre. Ich frage mich, aufgrund welcher Berechnungen Google Maps zu diesem Ergebnis kommt. Und was ist mit der Geschwindigkeitsbegrenzung in Italien? Hundertdreißig? Und was ist mit den Baustellen? Und den Pinkelpausen? Damals haben wir vier Tage gebraucht. Und sind außer zum Tanken nicht stehen geblieben. Gut, es war ein Renault und kein Spider. Aber dennoch. Google Maps ist ein sehr optimistisches Programm, wie ich finde.

Der Sitz umgibt mich wie die Hälfte einer Muschelschale, endlich erschließt sich mir die Bedeutung des Wortes *Schallensitz*. Ich nehme mir vor, nur noch Autos mit Muschelschallensitzen zu fahren. Außer Kaffeekochen kann der Spider einfach alles. Er wechselt automatisch die CDs, wärmt den Sitz, berechnet den durchschnittlichen Benzinverbrauch und kreischt, wenn man mit der Stoßstange einem Hindernis zu nahe kommt.

Vor lauter Ehrfurcht für das Mirakel, in dem ich sitze, merke ich nicht, dass die Ampel bereits grün ist. Ich will

schnell und elegant starten und würge das Wunderwerk ab. Alles Gewohnheitssache, sage ich mir. Wenn ich Auto fahre, neige ich dazu, Selbstgespräche zu führen. Vor allem, als ich es nicht schaffe, den Spider wieder anzulassen, weil ich mich so schlecht daran gewöhnen kann, dass man heutzutage nicht mehr einen Schlüssel in ein Zündschloss steckt und herumdreht, sondern lediglich auf einen Knopf drückt. Ich drücke auf den Knopf. Nichts passiert. Hinter mir wird gehupt. Die Rache der Kleinwagenfahrer. Sitzen in einem rostigen Renault und hupen einen weißen Alfa Romeo Spider an. Immer mit der Ruhe, sage ich, endlich springt der Spider wieder an, und das Navigationssystem sagt: rechts halten.

Dann biege ich zum Westring ab, wobei ich auf der freien Strecke etwas auf das Gaspedal trete, nur um der hinfälligen Kreatur von Renault hinter mir kurz klarzumachen, was hundertsiebzig PS bedeuten. Gebt mir ein Auto, und ich bin glücklich. So gesehen ist Venedig der falsche Wohnsitz für eine wie mich, die in einem anderen Leben Testfahrerin geworden wäre. Nicht nur wegen des Geschwindigkeitsrausches, sondern auch, weil man am Steuer eines Autos folgenlos schimpfen kann. *Was ist das denn für ein Vollidiot, man soll nie Frauen ans Steuer lassen, blöde Ziege.* All das muss ich unterdrücken, wenn ich in Venedig durch die Gassen laufe – und mir eine dicke Amerikanerin die Vorfahrt nimmt, eine Amerikanerin, deren Hose so tief sitzt, dass ich den Spalt ihres Hinterns sehen muss. Im schützenden Gehäuse eines Autos sieht man zu tief sitzende Hosen nicht, in Venedig aber darf ich nur höflich *permesso* zischen, und selbst das zieht bereits böse Blicke hinter sich. Das ist der eine Nachteil des autolosen Daseins. Der andere ist der, dass man nicht laut mitsingen kann. Mit Lucio Dalla, der von einer *puttana ottimista e di sinistra* singt. Ein echtes Spider-Lied. Denn am besten kann man über eine optimistische und linke Hure natürlich

bei offenem Verdeck singen. Aber das Armaturenbrett meldet acht Grad, Herbst in Deutschland.

Irgendwann habe ich beschlossen, für meine Mafia-reportagen in Sizilien nicht mehr einen gesichtslosen Fiat-irgendwas zu mieten, nicht irgendeine Familienkutsche, sondern einen Spider. Schließlich muss es ja für etwas gut sein, dass in Sizilien immer schönes Wetter ist. Eine gewisse Aufsässigkeit spielte auch eine Rolle, das gebe ich zu. Einmal bin ich mit einem Spider in einer Prozession stecken geblieben, unweit von Marsala. Und ich habe heute noch im Ohr, wie eine Frau auf Sizilianisch *bottana* zischte, als sie an dem Spider vorbeiging, mit dem Rosenkranz in der Hand. Ein Wort, das man in einer Prozession eigentlich nicht verwenden sollte.

Hinter dem Kamener Kreuz ist die Cabrio-Saison allerdings schon lange beendet. Auf der Auffahrt zur A1 ziehen Zugvögel über mich hinweg, schwarze Punkte, die sich zu einem zuckenden Schwarm vereinigen. Ich folge ihnen, im Süden liegt das Paradies. Jedenfalls auf jener mittelalterlichen Karte, die ich einmal in Venedig in der Biblioteca Marciana sah und die das Paradies auf Erden in Afrika verzeichnet hatte, an den Quellen des Nils.

Wolkenberge schieben sich über den Himmel, ziehen sich zusammen und lösen sich wieder auf. Die Sonne bricht durch, wie ein gigantischer Scheinwerfer beleuchtet sie die nass glänzende Autobahn, als sich der Himmel schon wieder verdunkelt und erneut Tropfen fallen. Das Licht wechselt so schnell, als würde man am Ufer des Atlantiks stehen. Das Laub färbt sich bereits, manche Bäume lodern schon blutrot. Als ich noch in Deutschland lebte, waren mir die Farben des Herbstlaubs gleichgültig, erst seitdem ich nach Italien gezogen bin, starre ich auf das deutsche Herbstlaub wie auf eine Erscheinung. In Venedig gibt es gar keine Bäume, und in Palermo wachsen vor allem Palmen, Magnolien und Pomeranzen –

Bäume, deren Blätter keine Anstalten machen, sich zu verfärbten.

Vor mir schleicht ein Laster durch die Baustelle, es ist bereits die dritte auf diesem kurzen Stück. Deutsche Autobahnen sind auch nicht mehr das, was sie mal waren. Missmutig schleiche ich hinter dem Laster her. Kilometerlang. Bis ich endlich Gas geben kann. Es hilft nichts: Wenn man ein schnelles Auto hat, will man auch schnell fahren. Fliegen, abheben, durch die Luft wirbeln. Und laut mitsingen. *Non so se hai presente una puttana ottimista e di sinistra.*

Hinter mir betätigt jemand die Lichthupe. Auch das hatte ich vergessen. Drängler. So etwas gibt es hier noch. Hochmüttig und ohne zu blinken wechsle ich auf die andere Spur und versuche mich in den Anblick des Grüns zu vertiefen, das fast in die Autobahn hereinwächst. Und wundere mich über das Schild, das die Geschwindigkeitsbegrenzung aufhebt, ein Schild, von dem Italiener nur träumen können. Bei mehr als hundertdreißig Stundenkilometern schnappt die Radarfalle zu. Und außerdem ist das Vergnügen in Deutschland auch noch umsonst. Keine Mautstellen, nichts. Freie Fahrt für freie Bürger. Jedenfalls bis kurz hinter Kamen. Bis zur nächsten Baustelle. Bis zum nächsten Stau. Zumaldest vermute ich, dass der Grund für den vor mir befindlichen Stau eine Baustelle ist. Es ist Jahre her, dass ich das letzte Mal in einem Stau gestanden habe. Ich habe meine Zeit auf andere Weise verloren, auf Flughäfen und auf Bahnhöfen, in Sicherheitskontrollen und in Flugzeugsitzen. Und jetzt sind wir auf der Autobahn gefangen, jede Bewegung ist erstarrt. Ich suche die Radiosender nach Verkehrsmeldungen ab. Nach Staulängen und Umleitungsempfehlungen. Sicher gibt es in diesem Wunderauto auch ein Computerprogramm, das Staus aufspürt, nur habe ich noch nicht die richtige Einstellung gefunden.

Der Himmel hat sich aufgeklärt, vorübergehend, als ich

höre, dass der Verkehrssprecher endlich unseren Stau meldet: Die Autobahn ist gesperrt, weil ein Laster umgekippt ist. Es ist, als sei gerade angekündigt worden, dass der Flug gestrichen wurde. Ich steige aus und versuche etwas zu sehen, natürlich vergeblich. Neben mir wartet ein Laster, der Fahrer blickt auf den Spider und macht mir Komplimente für die Zierfelgen. Die genau genommen nicht mein Verdienst sind. Aber warum so kleinlich. Und schon nehme ich die Komplimente so hochgemut entgegen, als seien die Zierfelgen an mir gewachsen.

Eine gefühlte Ewigkeit lang schreibe ich E-Mails mit meinem Blackberry, dann verliere ich mich im weltweiten All, klicke durch die Seiten der Tageszeitung *Il Fatto quotidiano*, schaue mir die Wettervoraussagen auf *Yahoo* an und lande schließlich auf den Seiten meines italienischen Lieblingsblogs »Spinoza«, der ganz im Sinne des Philosophen geführt wird: Die Substanz an sich (also Gott) besitzt weder Willen noch Intelligenz. Spinoza.it kommentiert das Weltgeschehen mit getwitterten Sentenzen. Etwa: *Angelina Jolie besucht die amerikanischen Truppen im Irak. Schon vier Marines adoptiert.* Oder: *Panik am Flughafen Mailand. Sprengkörper mit rudimentärer Technik und einigen elektrischen Kabeln entdeckt: Es handelte sich um ein Alitalia-Flugzeug.* Oder: *Berlusconi: Wir dürfen Obama nicht verärgern. Ihr könnt Euch gar nicht vorstellen, wie empfindlich dieser Neger ist.* Als ich noch kichere und bedauere, niemanden an diesen Einsichten teilhaben lassen zu können, klopft der Lastwagenfahrer etwas respektlos auf die Motorhaube meines Spiders, um mich darauf aufmerksam zu machen, dass sich das Ende des Staus bewegt. Und ich drücke wieder auf den Startknopf. Wieder vergeblich. Irgendetwas mache ich falsch. Hoffentlich kriegt es der Lkw-Fahrer nicht mit, dass ich es nicht mal schaffe, das Wunderwerk anzulassen.

An dem Fahrerhaus des Lkws hängt eine kleine Deutschlandfahne. Jedes Mal, wenn ich nach Deutschland komme, fallen mir diese Fahnen auf. Sie schmücken Vorgärten und hängen an Garageneinfahrten, sie verblassen an alten Fernsehantennen und an Balkongeländern. Die Fahnen sind neu in Deutschland. Jedenfalls für mich.

An der Teppichstange unseres Nachbarhauses hängt neuerdings auch eine Deutschlandfahne. Immer wenn ich bei meiner Mutter zu Besuch bin, gleiche ich die Plätze meiner Kindheit zwanghaft mit den Orten der Gegenwart ab. Ich lege das Heute auf das Damals und prüfe die Unterschiede. Auch dieses Mal stand ich am Fenster meines einstigen Zimmers, schob die von meiner Mutter mit viel Liebe drapierten Spitzengardinen etwas beiseite und blickte hinaus, wo alte Männer mit Prinz-Heinrich-Mützen durch die Straße hasteten, offenbar warteten ihre Frauen mit dem Mittagessen auf sie. Ein Altmetalltransporter fuhr vorbei, aus dem ein elektrisches Flötenspiel ertönte, es klang wie die Melodie des Lumpensammlers meiner Kindheit. Wir sind der Melodie immer mit einer Mischung aus Argwohn und Neugier gefolgt, weil es von dem Lumpensammler hieß, er sei Zigeuner. Und Zigeuner klauten Kinder, das war bekannt. Tatsächlich hatte der Lumpensammler schwarze Haare und dunkle Haut. Zigeuner und Südländer galten gemeinhin als dunkle Typen. Ein Urteil, das ich für etwas vorschnell hielt, denn die Italienerin der Eis-diele Cortina war selbst im Hochsommer so bleich wie die Bergmänner, die bei ihr Zitroneneis für ihre Kinder kauften. Ich liebte es, die Italienerin dabei zu beobachten, wie sie mit dem Portionierer das Eis aus dem Behälter schabte, zu Kugeln formte und klackend in die schwere, silberne Schale glichen ließ – eine Schale, die mit einem Hauch von Reif überzogen und so kalt war, dass meine Finger an ihr festklebten. Die Haare der Italienerin waren schwarz mit einem Grauschim-

mer, wie Kokskohle. Ein behaartes Muttermal zierte ihr Kinn. Sie lächelte nie. Ich habe immer vermutet, dass sie an Heimweh litt.

Unten auf der Straße liefen weißhaarige Türken zur Moschee, die sich an der Straßenecke befindet. Früher war dort eine Heißmangel, ich erinnere mich noch an den Geruch der Laken, die dampfend aus der Mangel in einen großen Korb fielen. Und heute wird dort gebetet, wo früher schwitzende Frauen die Bettlaken falteten. Weil es in der Heißmangel so heiß war, trugen die Frauen nichts anderes als ihre Unterwäsche unter den Kittelschürzen, was mich als Kind sehr beeindruckt hat. Die Frauen trugen ihre Kittelschürzen so weit aufgeknöpft, dass ich ihre riesigen Büstenhalter sehen konnte. Jedes Mal, wenn ich die alten Türken mit den weißen Haaren sah, fragte ich mich, ob sie sich damals, als sie ins Ruhrgebiet kamen, hätten träumen lassen, in einer deutschen Zechensiedlung alt zu werden. Zwischen einer Moschee, die mal eine Heißmangel war, in der Frauen halbnackt arbeiteten, und einer Videothek, die einst eine Kneipe war, in der sich der Sparclub meiner Großmutter traf.

An der Bushaltestelle unter unserem Haus warteten alte Frauen mit Gehwagen, in meiner Kindheit standen dort Bergmänner, die der Zechenbus abholte. Sie trugen lederne Aktentaschen, in denen sich Thermoskannen und Butterbrote befanden. Hinter unserem Haus fuhr die Zechenbahn vorbei. Heute hat sich ihre Trasse in einen Radweg verwandelt, über den in Windjacken gehüllte Rentner fahren, und die Gemüsebeete der Zechenhäuser, in denen früher Grünkohl wuchs, wurden in Märchengärten verhext, mit Attrappen von Ziehbrunnen und mit Miniaturteichen, über die sich schmale Holzbrücken aus Plastik spannen, wie geschaffen für Schneeweißchen und Rosenrot. Früher waren alle Zechenhäuser so grau wie der Himmel an schlechten Tagen, heute sind einige

von ihnen vanillegelb verputzt, was die restlichen umso grauer erscheinen lässt. An einer Regenrinne hing eine schlaffe Deutschlandfahne. So wie an diesem Fahrerhaus des Lkws neben mir auf der Autobahn.

Weit bin ich noch nicht gekommen. Fünf Kilometer vielleicht. Bleiben noch 2443. Ich spiele an dem Navigationssystem herum, größerer Ausschnitt, kleinerer Ausschnitt. Die Stimme des Navigationssystems erinnert mich an meine Handarbeitslehrerin. Ganz schlechte Assoziation. Manchmal träume ich noch heute davon, vier Reihen Kreuzstich sticken zu müssen, in ein vom Angstschweiß feucht und grau gewordenes Stück Batist.

Dortmund-Wickede, Unna, hier geht es zum Ruhrschnellweg. Den bin ich erst gestern gefahren, als ich in Dortmund italienisch essen ging. Giuseppe, der dünne Kellner meiner Jugend, bedient noch heute dort. Er sieht im Wesentlichen genauso aus wie früher, nicht mehr jung, aber auch noch nicht alt. Immer noch zart und mit schwarzen Locken. Ich bestellte überbackene Muscheln, mehr aus Nostalgie, denn aus Überzeugung. Was die italienische Küche in Deutschland betrifft, habe ich, seitdem ich in Italien lebe, gewisse Vorbehalte.

Ich sprach Italienisch und Giuseppe sprach Deutsch, wie immer. Ruhrgebietsdeutsch. »Hömma Petra, wie lange ham-wa uns nich mehr gesehen?«

Giuseppe behauptet, dass mein Italienisch besser sei als seines, und ich glaube, dass dies kein wohlfeiles Kompliment ist, sondern lediglich eine Feststellung; Giuseppe kam kurz nach seiner Geburt nach Deutschland, zu Hause sprach er nur sizilischen Dialekt und in der Schule Deutsch. Er behauptet, Italienisch erst als Erwachsener gelernt zu haben – in der täglichen Arbeit als Kellner mit anderen Italienern. Es begeistert ihn, mich Italienisch sprechen zu hören, ein gewisser vaterländischer Stolz schwingt mit, wenn er hört, dass es mir gelingt,

mit dem *congiuntivo dell'imperfetto* umzugehen, und ich freue mich darüber, dass er stolz auf mein Italienisch ist, ganz so, als sei es sein Verdienst. Eine Zeitlang betrieb er ein eigenes Restaurant, und ich folgte ihm in treuer Freundschaft, wengleich auch misstrauisch beäugt von seiner Frau, einer Sizilianerin aus Trapani, die hinter der Theke stand. Wenn ich mit meiner Mutter bei ihm zu Abend aß, gab er uns immer einen Sambuca aus – flambiert, mit zwei darin schwimmenden Kaffeebohnen. Als ich nach Italien zog, überraschte es mich sehr, zu erfahren, dass außer Deutschen niemand in einem Restaurant nach einem Sambuca verlangt, weil der Likör in Italien seit den sechziger Jahren in Vergessenheit geraten ist.

Giuseppe zeigte mir die in Plastik eingeschweißten Fotos seiner vier Töchter, und ich zeigte ihm den Alfa Spider, der vor dem Restaurant stand. Giuseppe würdigte ihn mit einem gewissen Nationalstolz, als sei es eine besondere Gabe, die Eleganz eines Alfa Spider zu erkennen, so wie es nicht jedem gegeben sei, den *congiuntivo dell'imperfetto* fehlerfrei einzusetzen.

Er beugte sich zu mir herab, fragte: »Und dammit fährse getz bis runter nach Sizilien? Echt?«, und erwähnte nebenbei, dass er im letzten August, als er mit seiner Frau und den Töchtern zur Familie nach Trapani fuhr, durchgefahren sei. Einen Tag und eine Nacht lang. Ein Rekord.

Dann erzählte er von dem italienischen Sommerfest in Unna, das ein so großer Erfolg gewesen sei wie noch nie, weshalb es schade sei, dass ich es verpasst habe. Das Fest findet alle zwei Jahre statt, die italienische Lebensfreude wird mit Grappa und Limoncello und Rosmarinkartoffeln beschworen, die Fußgängerzone ist keine Fußgängerzone mehr, sondern ein Corso, der Marktplatz eine Piazza und überall sind Bühnen aufgebaut, auf denen Sänger stehen, die ihre Hemdkragen hochgestellt tragen und Azzurro singen. Oder Felicità.

Und während Giuseppe von Fahnen schwenkern aus Pisa, von apulischen Tarantellatänzern und Lichterbögen schwärzte, die jedem Prozessionszug zur Ehre gereicht hätten, erinnerte ich mich daran, dass Giuseppe sein Restaurant aufgegeben hatte, nachdem er zusammen mit seinem Geschäftspartner Antonio bedroht worden war. Genaues hat er mir nie erzählt, nur so viel, dass ein paar Sizilianer aus Paternò etwas Geld erpressen wollten. Mit Maschinenpistolen bewaffnet seien sie in Antonios Wohnung eingedrungen, um ihren Forderungen Nachdruck zu verleihen – während seine Frau im Schlafzimmer schlief. Allerdings hätten die Sizilianer nicht damit gerechnet, dass bei Giuseppe und Antonio das Vertrauen in die deutsche Polizei größer als die Angst war. Die Polizei installierte Fangschaftungen, und bei der Geldübergabe wurden die Erpresser festgenommen. Aber ungeachtet seines Vertrauens in den deutschen Rechtsstaat verkaufte Giuseppe kurz danach sein Restaurant – und arbeitete wieder als Kellner.

Als ich ihn an die Geschichte erinnerte, blickte Giuseppe so zerstreut, als sei er gar nicht daran beteiligt gewesen. Als sei das, was damals vorgefallen war, eine Folge von Schimanski gewesen, in der er nur durch Zufall mitgespielt hatte, in einer unbedeutenden Komparsenrolle. Und an die er sich heute kaum noch erinnerte. Außer an die Szene bei der Geldübergabe. Als maskierte Polizisten sogar aus den Bäumen gefallen seien. Dann fügte er hinzu, dass es sich nicht um Mafiosi, sondern um Trittbrettfahrer gehandelt habe, als könnte mich diese Mitteilung beruhigen.

Ich frage mich, was Trittbrettfahrer weniger bedrohlich macht als Mafiosi. Soll es heißen, dass es sich um einfache und nicht um geadelte Kriminelle handelte? Vielleicht liegt es auch daran, dass ich ein Buch über die Mafia geschrieben habe. Seitdem Giuseppe das weiß, ist er um mich besorgt. Einige der Protagonisten kennt er persönlich. Niemand muss ihm

erklären, wer der Clan Pelle-Romeo ist, jener Clan der kalabrischen 'Ndrangheta, der in das Blutbad von Duisburg verwickelt war – wobei »verwickelt« etwas euphemistisch klingt angesichts der Tatsache, dass die sechs Toten von Duisburg alle Mitglieder des Clans Pelle-Romeo waren.

Giuseppe ist erleichtert, dass sich die Aufregung um das Attentat von Duisburg gelegt hat. Wie viele andere Italiener hat auch er sich geschämt, als die Zeitungsartikel erschienen – mit Überschriften wie »Duisburg unter Mafiaverdacht« oder »Die Killer waren schneller« oder »Mafiamorde: Festnahmen in NRW und Italien«. Glücklicherweise hat sich die Erinnerung daran langsam verflüchtigt, wie der blaue Rauch einer Zigarette. Duisburg ist wieder Duisburg und nicht mehr ein Synonym für die Präsenz der Mafia in Deutschland. Giuseppe kam wieder auf den Weltrekord im Tarantellatazen. Und auf die Lichterbögen, die dieses Jahr aus Bari geliefert worden seien. Vierhunderttausend Glühbirnen, sagte er. Und dann begleitete er mich bis zu meinem Auto.

Draußen war die Luft kalt und roch nach nasser Erde. Giuseppe strich um den Spider herum und fragte, warum ich mit dem Auto nach Sizilien führe, eigentlich sei es doch viel schneller mit einem Billigflug, Köln–Palermo direkt. Ich erzählte von meiner ersten Reise, damals, mit zwanzig. Und dass man manche Reisen zwei Mal machen muss. Weil man selbst eine andere geworden ist. Und weil man, wenn man eine andere geworden ist, andere Dinge sieht als beim ersten Mal. Giuseppe schwieg und stand da, mit hochgezogenen Schultern. Dann sagte er: »Es sind gefährliche Leute, hör bloß auf dammit.«

Der Wind fuhr in seine lange, weiße Kellnerschürze, als Giuseppe mir eine Handvoll *torrone* zusteckte, weißen Nougat mit Haselnüssen. Für unterwegs, sagte er. Zum Abschied kniff er mir in die Wange wie einem Kind.

Wenn man durch das Ruhrgebiet fährt, steigen manchmal Kühltürme aus der Landschaft auf wie anderswo Barockkirchen. Jedenfalls dann, wenn nicht gerade Lärmschutzwälle den Horizont beschränken, getarnt von kleinen, zarten Birken, deren Blätter so aussehen, als hätte man sie in Gold getaucht. Das macht sie mir sympathisch, denn eigentlich stimmen mich Birken melancholisch, sie erinnern mich an den Osten, und der Osten erinnert mich an die Heimat, die in meiner Familie immer nur die verlorene war, aber jetzt, mit diesen goldgelben Blättern wirken die Birken hoffnungsfroh, unverzagt, fast heiter.

Ich frage mich, ob Italiener, wenn sie Deutschland bereisen, von den Birken auch melancholisch gestimmt werden, oder ob sie die Birken mit der Tiefe der deutschen Seele verbinden? Mit deutscher Romantik und mit Caspar David Friedrich? Der Mensch, winzig, sich vor der Unendlichkeit der Natur verlierend? Aber gegen die deutsche Romantik spricht die Tatsache, dass die Welt und mit ihr die Natur hinter Lärmschutzwällen versteckt werden. Wenn Caspar David Friedrich wieder auferstehen würde, wäre das für ihn vielleicht ein lohnendes Motiv: der Mensch, sich vor der Unendlichkeit aus Lärmschutzwällen verlierend. Sicher ist es für die Anwohner erleichternd, nicht Tag und Nacht von dem Brausen der Autobahn belästigt zu werden. Aber irgendwie ist die Perfektion, mit der vor dem Lärm geschützt werden soll, auch beängstigend. Und je länger ich an den Birken und den Schutzwällen entlangfahre, umso mehr wünsche ich mich nach Süden, zum Lärm, zu den Zypressen. Und daran ist wahrscheinlich meine romantische deutsche Seele schuld.

In meiner Kindheit gab es keine Lärmschutzwälle, die Autobahn führte direkt neben dem Balkon meiner Großeltern vorbei, das Rauschen hörte man selbst wenn die Fenster geschlossen waren. Es klang wie eine Meeresbrandung. Jeden-

falls wenn ich die Augen schloss und auf dem mit grünem Kunstrasen ausgelegten Balkon meiner Großeltern vom Süden träumte. Von der Sonne und vom wolkenlosen Himmel. Und von Orangenblüten. Und von kleinen, barock verschnörkelten Dörfern, in denen jeder Kantstein älter und ehrwürdiger war als das ganze Ruhrgebiet zusammen. Im Grunde unterschied sich meine Erwartung vom Süden damals nicht wesentlich von jener der Generationen vor mir – den Reisenden der *Grand Tour*, für die diese Reise nach Italien ein »Curriculum der Welterfahrung und Selbstbildung« war. Für Patriziersöhne, die angesichts des Klimas und der Sinnlichkeit in einen ekstatischen Rausch gerieten. Für adelige Damen, die über die schlechte Luft in den Pontinischen Sümpfen klagten. Leider wusste ich noch nichts von der *Grand Tour*. Nur etwas von Pizza Quattro Stagioni.

Am Tag bevor ich mit dem Spider losfuhr, hatte ich noch einen kleinen Spaziergang durch die Stadt gemacht, mit prüfendem Blick. Auf der Suche nach dem Früher stellte ich fest, dass es keine Post mehr gab und nur eine einzige winzige Pizzeria, dafür aber jede Menge Discount-Läden, Schnäppchenmärkte und Restpostengeschäfte. Manchmal sah ich Gesichter, die ich kannte. Oder die ich gekannt habe. Ehemalige Mitschüler. Wenn ich sie erkannte, war mir, als sähe ich ihre Kindergesichter vor mir, aber schon nach zwei Wimperschlägen waren sie wieder gealtert. So war es auch, als ich meinem alten Lateinlehrer begegnete.

»Na, Petra, lebst du noch?«, sagte er und lachte.

»Ja«, sagte ich. »Noch.«

Ich hatte ihn bei Karstadt getroffen, zwischen zwei Verkaufstischen mit verramschten Büchern. *Kamasutra für Anfänger* und *Blumenampeln selbst gemacht* für zwei Euro fünfzig. In Kamen gibt es niemanden, der nicht wüsste, dass ich mein letztes Buch über die Mafia geschrieben habe. Und dass

ich von einigen Personen, die in meinem Buch vorkommen, verklagt und bedroht wurde. Wenn meine Mutter auf dem Wochenmarkt einkauft, fragt man sie: »Na, wie viele Klagen hat deine Tochter denn schon?« Als handele es sich um einen guten Witz.

Auch mein Lateinlehrer amüsierte sich. »Was kostet eigentlich so ein Mord, bei den Mafiosi?«, fragte er, immer noch lachend. Ich bemerkte, dass seine Haare noch so lang waren wie zu der Zeit, als er als junger Referendar in unsere Schule gekommen war. Damals war er blond, jetzt waren seine Haare weiß.

»Nichts«, sagte ich. »Mafiosi bringen aus Überzeugung um.«

»Tatsächlich«, sagte mein Lateinlehrer erstaunt. Dann fügte er hinzu: »Aber da, in Italien, da kriegt man das Problem mit der Mafia einfach nicht geregelt.«

»Tja«, sagte ich.

»Und wirst du jetzt ... beschützt?«, fragte mein Lateinlehrer und kicherte wieder. »Ich meine: Ist da so Polizei um dich herum?«

Vielleicht lag es an den Stapeln von *Kamasutra für Anfänger*. Oder an den *Blumenampeln selbst gemacht*. Ein Idyll, das jeden Gedanken an Mafia erstickt. Meine Lippen klebten zusammen. Ich wollte antworten. Doch ich war nicht schnell genug. Ich wollte sagen: Auch hier in Deutschland gibt es ... Aber es kam nichts aus mir heraus. Und als sich meine Lippen wieder lösten, war mein Lateinlehrer schon weitergegangen.